

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 190.

Freitag, 16. August.

1929.

(3. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derben-Fünfseld.

(Nachdruck verboten.)

Das Boot wird festgelegt, wie es sich gehört, und der lange Mensch, der mit dem Kopfe fast die Wolken einstößt, bückt sich, bis das Wasser in Strömen aus seinem Südwesten in den Sand läuft.

— Und nun, Lyl Steen?“, fragte der Kleinere, Stämmige, kurz „der Andere“, wie Lyl Steen selber ihn nennt. Denn mit dem Worte sind ihm die Grenzen seiner Stellung genau angegeben.

„Nun“, erwiderte Lyl Steen, „nun werde ich es eben machen. Gib die Schlüssel.“

„Hier sind sie“, kommt es finster zurück.

„Was du tust, ist deine Sache. Ich bin nur dein Werkzeug; wie diese Schlüssel hier, von denen wir nicht mal wissen, ob sie passen.“

„Ich mache sie passend.“

„Du machst, ja, ich weiß, du machst alles. Du bist der Herr der Unterwelt in Person. Wir haben immer dieses Haus gemieden, du verachtest unser Gesetz. Aber in dieser Stunde, Lyl Steen, will ich dich warnen, und gerade hier an dieser Stelle.“

„Oho! Warum! Vor wem — oder vor was?“

„Vor den Unseren.“

Lyl Steen zog an den Gurten eines Sackes, daß sie quietstühten, und lachte laut auf.

„Nimm's nicht leicht, Lyl Steen. Sie behaupten, du gehörst nicht zu uns. Sie wollen wissen, was du während der Zeit treibst, die du nicht bei uns verbringst. Sie wollen endlich wissen, was deine private Unternehmung in Jens Kraaks altem Drecknest soll.“

„Das können sie gerne: Sag' ihnen, ich wolle nur stehlen, was ein anderer vorher gestohlen hat.“

„Das sind Umschweife. Bei uns heißt es ja oder nein, kurz und gut, wie ich ins Meer spude.“

„Na denn, ich gebe keine Auskunft. Bei uns heißt's auch: Nicht fragen. Wenn es schief geht — die Zecher bezahlen. Rüstigen Frägern gebe ich mehr Antwort, als ihnen lieb ist. Sag' ihnen das, und nun paß' gut auf das Boot auf.“

„Schön. — Du wirst übrigens nicht schlecht fahren, wenn du von deiner Beute einen gewissen Zins abgibst.“

„Soho! Läuft's da hinaus? Na also: Beute wird nicht gemacht. Da dürfen die Keller voll Goldstücke liegen, wie ein Schiffsraum voll Ratten. Ich habe es nur auf ein einziges Ding abgesehen. Und ich werde es haben, so wahr ich — Lyl Steen heiße.“

Der andere spitzte die Ohren.

„War da nicht das Wörtlein nicht dazwischen?“

Lyl Steen kniff ein Auge zu.

„Du weichst nicht von der Stelle und bewachst das Boot. Ich hoffe doch, man darf dir trauen? ... Ein englisches Pfund in Gold, oder ...“, er griff in die Tasche.

„Na, steht es so“, sagte der andere ruhig, „so werde ich wohl das Gold wählen. Aber zahle im voraus. Für den Fall, daß Jens Kraaks Geist dich doch etwas aufhalten sollte —“

Lyl Steen hielt ihm den blinkenden Lauf eines Revolvers vor die Nase.

„Im voraus zahlen Dummköpfe.“

Der andere zuckte mit keiner Wimper.

„Bemüh' dich nur nicht. Ich bin eine schlechte Haut, ein alter Haiisch — aber nicht treulos.“

„Das freut mich zu hören“, sagte Lyl Steen und steckte den Revolver wieder ein. „Und nun können wir wohl nach dieser herzerquickenden kleinen Unterhaltung an die Arbeit gehen.“

„Viel Glück“, rief der andere ihm nach und hob spöttisch die breiten Schultern.

Lyl Steen war noch keine Minute im Rahmen der Dunkelheit verschwunden, als der andere die Hand über die Augen legte: „Ich will doch gleich einen lebendigen Dorsch verschlucken, wenn dort im Hause nicht Licht brennt.“

Lauflos machte der Lange seinen Weg, bis er sich die Stirn an einem Pfahl anrannte. Im Hof standen schwarze Tümpel; witternd hob er die Nase: „Das riecht nach frischem Rauch!“

Die Finsternis wurde lebendig. Es kroch ihm um die Beine — er bückte sich und griff in Weiches, Warmes: Die Rahmen von Frognersnäs. Wie die Gespenster Schiffbrüchiger schlüpfen sie klagend und unerlöst umher. Und den Mann, der hier eindringen wollte, packte Mitleid und Grauen. Da war die Heimatlosigkeit, verkörpert in diesen Geschöpfen ohne Obdach, ohne Schuh, ohne Nahrung, von den Menschen bitterstem Elend preisgegeben. Die Geschichte des Jammers einer ganzen Welt, Aufstieg und Untergang, Unterliegen der Schwachen.

Lyl Steen schob den mitgebrachten Schlüssel in das Türschloß und es krachte: „Wie beim Zahnbrechen“, sagte er vor sich hin und pfiff dann leise ein sinnliches Liebeslied, während er arbeitete.

„Das ist doch sehr sonderbar. Von innen schiebt sich ein Hindernis vor. Dies Hindernis ist ein Schlüssel. Wie ist das möglich?“

Er gab es auf und sah nach den Fenstern. Er bemühte sich nicht im geringsten, keinen Lärm zu machen. Wozu auch? Wen hätte er aufwecken sollen — vielleicht den alten Schiffsmann?

Mit größter Seelenruhe entnahm er seiner Tasche ein anderes Instrument, setzte es an eine der veräucherten Fensterscheiben an und schnitt sie heraus wie ein Bild aus dem Rahmen. Sie fiel zu Boden und zerbarst.

Nun stieg Lyl Steen durch die Öffnung in das Haus ein.

Wunderbarerweise empfing ihn eine gewisse Wärme der Atmosphäre, die ihn sehr in Erstaunen setzte.

Zunächst sorgte er für Licht. Eine Taschenlaterne glomm auf.

Sein Auge fiel auf die grob gemauerte Feuerstelle und einen Rest voll glühender Asche, aus der ein dünner Rauchfaden stieg.

Ein Herd! Und auf dem Herde ein Feuer! Wo Feuer war, da waren auch Menschen.

Lyl Steen stand breitpurig da und überlegte.

„Nun, mein Junge, da blüht dir Unerwartetes. Jens Kraak ist tot. Wer also hier ein Feuer unterhält, hat auf Frognersnäs nichts zu suchen. Du wirst den Kerl etwas ausräuchern; du wirst ihm nötigenfalls die Krawatte zuziehen.“

Er entschloß sich seine Pistole, hielt sie in Schußbereit-

Wacht vor sich hin und spazierte mit hallenden Schritten geradewegs auf die Stelle los, von der jener schwache Feuerschein rötlichen Dunst entzündete. Es war, als schreite er ins Abendrot; Frieden und Feuer — und die große Stille.

Und in der großen Stille das Atmen eines Menschen. Lyl Steen legte den Revolver auf einen Stuhl und beugte sich tief über ein dunkle Masse, die am Boden lag. Ein Duft wie von persischem Rosenöl schlug ihm entgegen. Ein schwerer, betäubender Hauch, den er wohl kannte . . .

Hoch hob er die Laterne in seiner Rechten, ihr gelber Schimmer zeigte ihm, was er kaum zu sehen wagte, kaum zu finden gehofft — das mystische Blau, das königliche Scharlachrot und jauchzende Gelb, das brennende Violett auf goldenem Grunde, dieses nicht von Menschenhänden stammende Wunder der Teppichwebekunst, das nur in einem einzigen Exemplar vorhanden war und niemals nachgeahmt werden konnte.

„Das Ding“, von dem er sich gelobt, es zu besitzen, das zu stehlen er ausgezogen.

Mit trockenen Augen starrte er darauf nieder, wie einer, der Furcht hat, bei der Berührung möchte alles in Staub zerfallen.

Wilder Triumph fladerte über sein Gesicht; es war ein heißer Augenblick, und sein Blut rastete.

Das dauerte nicht länger, als eine Mäwe braucht, um einmal um den Felsen von Frognersnäs zu fliegen; völlig wieder Herr seiner Sinne streckte er die Hände aus, um den Teppich zu sich emporzuziehen und einer rein sächlichen Prüfung zu unterwerfen.

„Wer hätte das gedacht, daß ich dich so bald finden würde!“, redete er ihn mit leiser Ironie an. „Du hast es mir nicht schwer gemacht, das muß ich sagen. Auch verdienst du deinen Ruf, der schönste Teppich der ganzen Welt zu sein. Aber was das andere anbetrifft, was man dir nachsagt . . .“

Nun hielt er ihn in Brusthöhe an sich, als gette es, ein königliches Gewand zu probieren. In dem starren Faltenwurf vertieften sich die goldenen und purpurnen Töne.

Zugleich vernahm aber Lyl Steen einen Laut, der ihn veranlaßte, das geheimnisvolle Gewirke von sich zu werfen und die dunkle, unbewegliche Masse neben dem Herd etwas genauer zu betrachten.

Er kniete nieder.

„Ah . . .!“ stieß er kurz hervor. Es war wie ein Schnappen.

Auf einem kurzen Strohsack lag ein Mensch. Man sah von ihm nichts, als sein Gesicht, so klein, so ganz unwahrscheinlich klein und wächsern, daß es dem Antlitz einer Mumie nicht unähnlich schien. Der Mensch atmete.

In einem alten, von Witterungsunbilden aller Art gezeichneten Seemannsanzug ruhte der Körper, die gelblichen Hände wie bei einer Leiche gefaltet. Dies sah Lyl Steen, als er eine Reihe von Tüchern und Lappen entfernte, die den Körper noch bedeckten. Aber das Ganze hatte der Zufall oder eine Fügung den Teppich als königliches Bahrtuch gebreitet.

Vorsichtig ergriff Lyl Steen die gefalteten Hände: Sie waren warm, weich und klein. Er löste die zarten Finger einer Frau, die niemals arbeitete.

Hastiger tastete er die stille Gestalt ab. Brust, Schultern, Herzgegend, um das Leben festzustellen. Zuletzt hob er langsam die haubenartige Kopfbedeckung von dem zur Seite geneigten Haupt. Rotblondes Haar lief in anmutigen Wellen über die schmalen Schultern.

Lyl Steen überlegte.

Das kleine, gelbe Gesicht — schon halb gestorben unter Leiden und Entbehrungen — wie kam es hierher? Welche Beziehungen bestanden zwischen der schlafenden Frau und dem Teppich, den zu gewinnen er ausgezogen?

Setzte schon hier sein geheimes Wirken ein?

Aber diesem schlug Aase Solaker die Augen auf. Sie sahen Unglaubliches: Einen anderen Menschen.

Aase versuchte zu sprechen, Buchstaben zu formen mit ihren verdorrten, farblosen Lippen. Ihr Körper war leicht wie eine Feder. Kein Herz mehr — kein Fleisch — kein Blut — nur Atem — und Denken.

Lyl Steen griff in seine unterschöpfliche Tasche, entnahm ihr eine kleine Flasche und setzte sie an den Mund der Frau, die ihm noch immer fest und ohne eine Spur von Furcht ins Gesicht blickte.

„Es ist Tee“, sagte er leise, „etwas Tee mit Cognak.“

Beim ersten Tropfen überfiel die Bestie Hunger das arme Geschöpf mit neuer Kraft, und Aase flegte jammernd um ein Stückchen Brot.

„Gerade das ist es, was ich nicht habe“, sprach Lyl, „denn ich pflege selten zu essen, wenn . . .“ Er unterbrückte den Schluß seines Satzes. — „Wollen Sie versuchen, aufzustehen?“

Aase bemühte sich, den Oberkörper aufzurichten. Die Nähe des Mannes erweckte neue Vitalität. Sie fürchtete ihn nicht; hatte er sie doch gewiß in letzter Minute vor einem schrecklichen Tode errettet.

Kurzen Prozeß machend, nahm er sie endlich mit starken Armen auf und setzte sie wie eine steife Puppe in den zum Feuer gerückten Sorgenstuhl Jens Kraaks.

„Sie dürfen jetzt nicht mehr liegen. Bewegen Sie die Glieder. Ich — in drei Teufels Namen — werde Ihnen etwas zu essen besorgen.“

Aase ließ alles mit sich geschehen. Ihr kleines, verfallenes Gesicht war jetzt weit entfernt von aller Schönheit. Lyl meinte, noch nie ein solch kleines Monstrum gesehen zu haben. Aber auch noch nie solche Leuchten von Augen, die ihn, er wußte nicht warum, an fremde Länder und die Bewohner ferner Himmelsstriche erinnerten.

Er verließ das Haus — durch die Tür, da der Schlüssel von innen steckte — und Aase hörte gleich darauf ohne große Verwunderung einen Schuß fallen.

In ihren Eingeweiden tobte der böse Feind in Hungergestalt, derweilen malten ihre schlimmen und guten Geister die wunderbarsten Gerichte greifbar in die Luft. Ihr graute nicht einmal mehr vor blutigem Renntierfleisch, Seequallen und faulen Eiern, alles, was essbar, sogar getrockneter Tang und gefalzene Heringsköpfe — sogar der Armel ihres ölgetränkten Anzugs. —

In diesem kritischen Augenblick kam Lyl Steen herein, ein paar Stücke von irgend etwas in der Hand. Er warf die Stücke in eine flache Pfanne, auch in das ersterbende Feuer flog Etlliches, das sofort mit Gier aufgenommen wurde. Denn die Flamme erholte sich, prasselte, spritzte und brannte plötzlich wie rasend. In der Pfanne briet und brodelte der duftende Inhalt, und Lyl Steen wandte sich zu Aase: „Sie war sehr fett, wir haben Glück gehabt; ich vermute, sie hatte sich am Fischen gütlich getan. Haben Sie übrigens etwas Salz?“

Aase deutete auf eine kostbare silberne Dose auf dem Wandbrett. Die dritte unentbehrliche Gabe, die ihr Großvater neben dem Zwieback und den Bündhölzern hinterlassen, war diese Büchse voll Salz gewesen.

„Herrlich!“, rief Lyl Steen, dem die Sache Spaß zu machen schien und der nicht mehr an „den Andern“ dachte, der draußen auf ihn wartete. „Salz bedeutet so viel wie Leben überhaupt. Nur kurze Geduld, das Zeug bäumt sich nach allen Regeln der Kunst. — Verbrennen Sie sich die Finger nicht — mein Gott, die läuft Ihnen nicht mehr davon — nur gemacht, um des Himmels willen —“ (Fortsetzung folgt.)

Dr Babbagei.

Mei Onkel Paul in Wurzen
Där hat ä Babbagei.
Doch meentr, daß seit kurzen
Sel Schbak dadran vorbeil.

Mir warn nu sähr bedroffen
Un fraachten, wie das gam,
Bis daß dr Onkel offen
Geschtand sein diefen Gram.

„Ich nähms däm Vieh so iebel,“
Rief wild dr gloene Mann,
„Daß där hornierte Kiebel
Gee Ga (A) gabbiern nich gann!“

Rene Boist.

Des Handtuchs sinnlose Schicksale.

Von Gustav Salm.

Was da am Nagel hing, war ein Handtuch. Gott, warum auch nicht? Es gab wahrhaftig schlechtere Dinge, als ein Handtuch ist. Der alte Aufnehmer zum Beispiel, der in der Flurede lag und von Ruchendred und Schmutzwasser lebte. Oder die Abseifbürste, die nur schwarze Seife als und Spülwasser trank. Pstui, wie schmutzig waren die beiden gegen das blütenweiße Handtuch mit dem stolzen roten Monogramm! „G. S.“ stand in seiner Ede zu lesen, mit Seide gestickt, und das Handtuch glaubte, das hieße: „Göttliches Handtuch“.

Auf nichts aber war es so stolz, wie auf seine unbedeckte Reinheit. — „Das ist ein wundervolles Leinen, so rein und weiß“, hatte die Hausfrau gesagt, als sie es im Bazar gekauft hatte, und so was vergißt man nicht, auch wenn man nur ein Handtuch ist. Und nun hing es seit zwei Stunden hier neben der Wasserleitung und wartete auf das Leben.

Da kam ein Kind in den Flur. Es war im Felde gewesen, am Kartoffelfeuerchen, und hatte rabenschwarze Hände und ein schmieriges Gesicht. Wie gut, daß das Wasserbeden und die Seife da waren. Denn nun konnte es sich waschen. Und das tat es denn auch. Ja — aber, du lieber Himmel — warum griff es denn jetzt nach dem Handtuch? War man dazu weiß wie Schnee, daß man von dem tohl-rech-rabenschwarzen Menschen angefaßt wurde? Ach — und nun rieb der Bengel sich gar Gesicht und Hände mit dem Tuch! Was für eine böse Bescherung.

Da hing es nun am Nagel und sah aus wie die verlorene Unschuld! Hier ein Fleck und da ein Kleck — und nur die Ecken oben und unten noch weiß. Was würde die Mutter dazu sagen? Wenn sie doch den ungezogenen Jungen recht gehörig um die Ohren schlagen wollte, der sich an ihrem besten Leinen vergriß!

Zehn Minuten vielleicht war das Tuch mit seiner Seelenpein allein. Dann öffnete die Frau die Zimmertür und kam in den Flur. Wie das Tuch die Tür gehen hörte, flatterte es in wildem Schmerz auf und breitete sich weit auseinander, um sein Leid zu klagen. Ja, — aber was bedeutete denn das? — Rief da nicht die Frau ganz laut und vernehmlich: „Seda, Fritz, du bist noch nicht sauber! Komm her und nimm das Handtuch und die Seife.“ War denn das Ernst? — Unbegreiflich, diese Menschen! — und es sank wehmützig in sich zusammen.

Wahrhaftig, da nahm die Frau selbst das Tuch vom Nagel und rieb dem Bengel die schmierigen Backen, die Nase und den Mund damit ab! Also so sah das Leben aus! Raum steckt man die Nase hinein, schwupp, da ist die unbedeckte Reinheit zum Teufel! Und die Frau sagt selbst noch „Amen“ dazu!

Aber was will man machen? „Mit den Wölfen soll man heulen“, sagte das Tuch, und es überlegte bei sich: „Wollen sie denn mit Gewalt, daß ich schmutzig werde, nun gut, so will ich's auch gründlich sein; wie werden sie mich hinterher dafür loben!“ Und kaum waren sie weg, die Tür war noch nicht ganz zu, da schwang es sich auch schon vom Nagel herunter, eins, zwei, drei in das trübe, abgetropfte Wasser am Boden! Da rieb und wälzte es sich herum, bis sein Tüpfelchen mehr weiß war, und dann blieb es liegen und hoffte, daß bald jemand kommen und es so finden würde.

So verging eine Spanne Zeit, da kam die Mutter wieder in den Flur. Als sie das Tuch an der Erde sah, schlug sie die Hände über'm Kopf zusammen und rief: „Du lieber Himmel, schon wieder eins! Und ich hatte es doch erst heute morgen rein aufgehängt! Die viele Wäsche macht uns noch arm!“ Und sie hob es auf.

Das Handtuch dachte schon, es hätte sich verhöhrt. Denn es hatte nur ein Ohr. War denn so etwas denkbar? War es sauber und weiß, so machte man es schmutzig, und war es schmutzig, so sollte es gewaschen werden! Ja, waren denn die Menschen von Sinnen? Warum ließ man es nicht im Reinwandschrank, wohin es gehörte? Aber nichts davon. In die Waschblütte wanderte es, lag dann einen vollen Tag auf der Bleiche, wurde wieder gewaschen, gebläut, endlich gar gewrungen und durch die grobe Rolle gedreht! Und schließlich fuhr man ihm mit einem heißen Eisen über den Leib! Das Handtuch war einfach platt. All diese Mühe, nur, damit es wieder rein und sauber würde. Das verstand es nicht. Wie sinnlos doch all dies Geschehen war! Und das nannte man Leben und sprach und schrieb darüber! Lächerlich!

Und so ging es fort. Heute war es rein, und über drei Tage lag es bei der schmutzigen Wäsche. Und immer so weiter. Und immer gleich sinnlos war die Geschichte. Aber man ergab sich eben in sein Schicksal. Man hing am Nagel und sagte gar nichts. Das war die beste Philosophie. Und das tat es auch.

Die boshaften Schildkröten.

Von H. v. Vietinghoff-Scheel.

Auf einem Gange durch die Straßen Charlottenburgs bemerkte Max vor dem Schaufenster einer Papierhandlung eine größere Menschenmenge. Als er stehen blieb, um sich von dem Grunde dieser Ansammlung zu überzeugen, sah er im Fenster einen flachen, offenen Kasten, in dem fünf Schildkröten lagen. Jede von ihnen trug auf dem Rücken in weißer Farbe einen Buchstaben, und ein Plakat im Fenster besagte, daß derjenige Mensch, der die Schildkröten in einer solchen Aufstellung anträte, daß sie in einer Reihe liegend das Wort „Obiti“ bildeten, von dem ausstellenden Geschäft einen echten Obiti-Füllfederhalter gratis erhalten würde.

Max war entzückt. Das war doch wieder eine neue Idee, eine eigenartige Reflekt! Er war überzeugt, daß es nicht lange dauern würde, bis die Tiere ein Einsehen haben und sich in Reih und Glied so aufstellen würden, daß er das Wort „Obiti“ lesen und sich seinen Füllfederhalter aus dem Geschäft abholen dürfte. Zwar besaß er schon zwei Füllfederhalter, aber die hatte er gekauft. Das kann jeder! Aber einen von Schildkröten zugesprochenen Füllfederhalter zu besitzen, das war etwas Einziges, etwas Apartes. So etwas besaß in ganz Berlin noch kein Mensch! Das reizte, das lockte ihn.

Max beobachtete nun die Schildkröten längere Zeit; aber was er dort sah, war nicht sehr ermutigend. Denn träge und verschlafen lagen die Tiere da und rührten kaum ein Glied. Nachdem Max sie etwa eine Stunde beobachtet hatte, ging er weiter. Er beschloß aber, sich durch diesen ersten Mißerfolg nicht irre machen zu lassen, sondern nahm sich vor, jeden Tag mehrere Stunden vor dieser Schicksalsurne zu verbringen. Auch hatte er die einzelnen Tiere gleich mit Namen belegt und sie, den einzelnen Buchstaben des Wortes „Obiti“ entsprechend, Olga, Dora, Ilse, Toni und Inge getauft.

Am nächsten Morgen ging Max voller Erwartung ganz früh zu den Schicksalstieren und beobachtete sie voller Interesse: Olga knabberte an einem Salatblatt, und es sah nicht aus, als ob sie Miene machen würde, ihren Platz in den nächsten Stunden zu verändern. Ilse lag auf dem Rücken und strampelte mit allen Vieren. Sie müllerte offenbar. Toni schlief in einer Ecke. Inge und Dora aber zerrten beide an einem Radieschen hin und her. Nachdem Max ihnen zweieinhalb Stunden zugehört hatte, ging er gelangweilt nach Hause und berichtete seiner Gattin ausführlich über die Lage und Stellungen seiner Schicksalsgöttinnen.

Am nächsten Tage regnete es, und es war daher verhältnismäßig wenig Publikum vor dem Fenster. Die Schildkröten lagen alle in verschiedenen Ecken unbeweglich und warteten offenbar auf das Ende des Regens. Sie hatten ja Zeit und sonst weiter nichts zu tun.

Der nächste Morgen aber brachte eine Überraschung. Denn als Max vor das Schaufenster trat, lagen die Tierchen alle in einer Reihe und bildeten so das Wort „Tiodi“. Das war nun freilich nicht das vorgeschriebene Wort; aber Toni und Inge brauchten ja nur ihre Lage zu verändern und sich hinter Olga, Dora und Ilse aufzustellen, um das Wort „Obiti“ zu bilden und Max zu seinem Federhalter zu verhelfen.

Fiebernd, mit vor Aufregung aufgerissenen Augen, starrte Max auf seine Kernen. Jetzt setzte sich die Horne Toni in Bewegung. Aber, o weh, statt daß sie sich neben Ilse aufstellte, kroch sie in eine Ecke, um dabeist ihr Mittagsschlafchen zu halten! Also auch heute war es wieder nichts!

Nun folgten Wochen, in denen Max zu allen Mahlzeiten zu spät kam, alle Verabredungen versäumte, zerstreut wurde und wenig als. Seine Frau, die anfangs über die neue Leidenschaft nur gelächelt hatte, fing nun an, sich ernsthafte Sorgen zu machen. Und wer weiß, welches Ende diese Sache noch genommen hätte, wenn nicht ein unerwarteter Umstand eingetreten wäre, durch den Max eben so plötzlich wie gründlich kuriert wurde.

Und das kam so: Max hatte eines Tages, wie gewöhnlich, seinen Posten vor dem Schaufenster bezogen und einen ersten Blick hineingeworfen, als er vor Staunen starr war. Dort lagen die Schildkröten alle friedlich nebeneinander und bildeten ein Wort; das allerdings von dem gewünschten wenig Ähnlichkeit hatte, denn in großen Lettern grinst ihm das Wort „Idiot“ entgegen. Einen Moment noch starrte Max auf das Wort; dann errötete er, machte Kehrt und ging nach Hause. Dort angelangt, sprach er den ganzen Tag kaum ein Wort, blieb zur großen Verwunderung seiner Frau die nächsten Tage über zu Hause und sprach seitdem nie mehr von Schildkröten.

Aber noch jetzt grübelt er ab und zu darüber nach, ob die Tierchen sich von sich aus diesen Scherz erlaubt hatten oder ob etwa seine Frau mit dem Geschäftsinhaber dahinter steckte.

Neue Bücher

* Hermann Heinz Ortner: „Tobias Wunderlich“. Dramatische Legende. (Verlag P. Holsner, Berlin.) Ortners neues, mit dem Literaturpreis der Stadt Wien ausgezeichnetes Bühnenwerk schöpft aus dem Urquell religiösen Gefühls. Der gläubige Mensch Tobias erlebt das Wunder der Menschwerdung einer Heiligen. Sein Blick lotet seherisch in Zusammenhänge ewigen Seins, an denen die Menschengemeinschaft blind vorübergeht. Der Stoff ist legendär, gedanklich beschwert, aber der Dichter vermag ihn mit sicherem Instinkt dramatisch auszuformen. Plastisch gestaltet er die Kontraste, stellt Weltanschauungstypen schroff einander gegenüber, um den idealistischen Sonderling schließlich ein Kreis scheinfrommen morderhaften Kleinbürgertums und schließlich das Jazzgetöse unbekümmerter Sinnenfreude. Der Zusammenprall dieser Welten aber bewirkt lebensvolle Intensität des Geschehens, in der Gedanklichkeit sich zu Spiel und Gegenpiel auflöst. Ein starker dramatischer Hauch wird spürbar unbeschadet der zarten mystischen Symbolik des Vorwurfs. Als eine Schöpfung, welche der Zeit Wesentliches zu sagen hat, macht das Werk schon bei der Lektüre bedeutenden Eindruck, seine Wirkung auf der Bühne sollte noch eindringlicher sein.

* Max Kronberg: „Jugend am Star“, ein heiterer Roman. (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig.) Max Kronberg, ein echter Humorist, schildert hier die abenteuerlichen Erlebnisse dreier junger Menschen unserer Zeit, die nach dem Glück hungern, als das ihnen Reichtum und Liebe erscheinen. Alle drei, zwei Jungmänner und ein feines Mädchen, treten mit edler Dreistigkeit eine Reise nach Amerika an, um der „Bestie Kapitalismus“ an der Quelle näherzukommen und sich dort „festzubeißen“. Köstlich, wie der Autor es versteht, das Drollige und Versteigene in heutigen Menschen und Dingen zu erfassen und mit Übermut und Lustigkeit ungeschminkt darzustellen. Die Liebe spielt keine kleine, sondern die allererste Rolle in der Handlung, die nach Wiesbaden, London, New York, Warschau und Berlin führt und auch nicht einen Augenblick an Spannung verliert. Alles in allem ein entzückendes, fröhliches Buch.

* „Das Kreuz ohne Heiland“, Kriminalroman von R. Struppe. (Verlag der Buchhandlung L. Auer, Pädagogische Stiftung Cassianum in Donaueschingen.) Die Erzählung behandelt ein interessantes kriminalistisches Thema, das Motiv forschender Blutrache. Das schwarze Kreuz ist das Schreckzeichen des Verfolgers, es ist Sinnbild zugleich einer Weltanschauung finsterner Vergeltung, die nichts weiß von der durch das Heilandskreuz zur Erde niederschworenen vergehenden Liebe. Die spannende Handlung des Buches vereint sich mit der Nachdenklichkeit ernster, sittlicher Problematik. Geschildert sind die Fäden der Erzählung verschlungen, das Geheimnis eines rätselhaften Verbrechens wird eindrucksvoll gebracht, mäßig entwirren sich die verborgenen Zusammenhänge. Der Arbeit eines spürbaren Detektivs gelingt die vollkommene Aufklärung, dieser Schluss aber hinterläßt nicht Enttäuschung, da er über dem rein Sachlichen des Geschehens eine höhere Idee aufleitet. Er begnügt sich nicht mit einem flachen happy end, sondern läßt das Motiv seelischer Läuterung einströmen und an Stelle des forschenden Kreuzes der Rache tritt zuletzt feines Heilandszeichen, das auch den Feind versöhnender Liebe teilhaft macht.

* Maurice Dekobra: „Flammen mit Seidenpflöcken“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Dekobra erzählt von der abenteuerlichen Flucht eines Liebespaares in die Landschaften des Südens und von einem geheimnisvollen „Seelenarzt“, der die Beiden als unsichtbarer Gegner begleitet. Die spannende, sich bis zum Schluss steigende Handlung bewegt sich um das Problem der Vernunftgesehung, das hier nicht theoretisch erörtert, sondern mit den Mitteln einer glänzenden Erzählungskunst unmittelbar anschaulich gemacht wird. Die Kühnheit, mit der die hintergründige Welt des Übernatürlichen entschleierte wird, hebt diesen farbenreichen Roman aus der Unterhaltungsliteratur empor.

* Hellmut Unger: „Helfer der Menschheit“, der Lebensroman Robert Kochs. (Verlag der Buchhandlung des Verbandes der Ärzte Deutschlands, Leipzig.) Nicht nur Lebensbeschreibung eines großen Forschers und Menschen, dessen Namen Weltfrieden, oder Schicksalsbedeutung eines Landarztes, der durch eigenartige Entdeckungen zum größten Helfer der Menschheit wurde, ist dieses Buch. Mit lebendigem Nachspüren eines Dichters wurde hier der Versuch

unternommen, das Wesentliche des Genies auszudeuten, das aus seiner Zeit herauswächst, um die Welt mit einer Erkenntnis zu beschenken. Aus Begeisterung entstanden, wird es Begeisterung erwecken.

* „Gazit“. Ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik. Herausgegeben von Ernst Glaeser. (Verlag Gebrüder Ensch, Hamburg.) Glaeser macht den Versuch, die Arbeit des Tagesschriftstellers und Journalisten, soweit sie praktische Publizistik bedeutet, vor dem Vergessenwerden zu retten, dem Wesentlichen eine Stätte der Dauer zu schaffen, dem Vergänglichen zu entreißen, was zu bewahren Wert hat und als Dokument unserer Zeit von Bedeutung bleibt. Wertvolle Zeitungsfeuilletons und Aufsätze, in denen Wesentliches und Wichtiges zur Zeitgeschichte dokumentiert wird, sind hier zusammengefügt zu einem Querschnitt des letzten Jahres, der mannigfache Anregung und Gelegenheit zu nachdenklicher Betrachtung bietet.

* P. G. Wodehouse: „Jeeves macht alles“. Vier lustige Geschichten. — Engelhorns Romanbibliothek, Band 1026. (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Dem Zauber von Wodehouses liebenswürdigem Humor kann sich wohl schwerlich jemand entziehen. Er ist ein Meister filmischer Situationskomik. Seine harmlos-heitern Geschichten sind eine wirksame Erholung.

* Jehudo Epstein: „Mein Weg von Ost nach West“, Erinnerungen. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) Inmitten der fortschreitenden Zeit eine scheinbar zeitlose Insel, auf der ein uraltes Volk unberührt sein legendenhaftes Dasein führt, — so erscheint uns das Ghetto, in dem Jehudo Epstein seine Jugend verlebte. Jehudo Epstein, heute ein weit über die Grenzen Polens und des alten Österreich berühmter Maler in Wien, damals ein armer Judentum in einem schmuckigen Nest Russisch-Polens. Dieses lebenswürdige, von echtem Humor überlängte Buch ist ein selten aufschlußreicher Bericht über Sitten und Gebräuche des orthodoxen Judentums. Epsteins „Weg von Ost nach West“ ist charakteristisch für die Entwicklung eines ganzen Volkes.

* Gösta Segercrans: „Lord Hunter spielt Scharf“. (Verlag Th. Knaur, Berlin W. 50.) Ein wichtiger Gesellschaftsroman aus der „Welt, in der man sich nicht langweilt“, ein amüsantes Buch.

* „Bänkelsbuch“, neue deutsche Chansons. Herausgegeben von Erich Singer. (Verlag E. P. Thal & Co., Wien 7.) Bänkelsongs und Chansons, zum Vortrag sowohl als auch zur Lektüre geeignet, sind hier in vortrefflicher Auswahl zusammengestellt und in 3. Auflage noch um einige neue erweitert worden. Von Hans Adler bis Frank Wedekind ist die Vorliste der letzten Jahre, die sich auf dem gemeinsamen Grundelement der Leichtigkeit, Laune und Unbedenklichkeit zusammenfindet und mit der spielerischen Form die Resonanz von Volksliedern wirft in ihren wesentlichen Erscheinungen berücksichtigt.

* „Musterbetriebe deutscher Wirtschaft“. (Verlag Organisation — S. Hirzel — Berlin, SW. 8.) Band 6: „Die Großbuchbinderei E. A. Enders, Leipzig-München“ von Dr. Kurt Werner. Dem instruktiven Werk sind eine große Reihe von Tafeln beigegeben, die sowohl fabrikationstechnische Herstellungs- und Fabrikationsmethoden veranschaulichen, wie auch Beispiele für den hochwertigen Handarbeit des Künstlers in ausgezeichneten Musterabbildungen bieten. — Band 10: „Der Landmaschinenbau: S. Lanz A.-G., Mannheim“ von Dr. M. Hofer. Auf knapp 100 Seiten wird die Bedeutung der Technik in der Landwirtschaft, werden die großen Maschinentypen in ihrer technischen Eigenart gekennzeichnet und ein lebendiges Bild von der Arbeit selbst gegeben.

* „Der Kampf um den Luftschutz“. (Deutscher Luftschutz, E. B., Berlin W. 35.) Ein ausführlicher Vergleich der Verhältnisse in England, Deutschland, Frankreich, Italien, Polen und Rußland zeigt, daß zivile Luftschutzmahnahmen für England und Deutschland von weitaus größerer Bedeutung sind als für Frankreich und Italien und die übrigen Staaten. Die Forderungen nach Luftschutz gehen vielfach parallel mit Forderungen, hinsichtlich der Siedlung und der Bauweise, die aus sozialen und hygienischen Gründen erhoben werden. Die Denkschrift kommt zu dem Schluss, daß Luftschutzmahnahmen ziviler Natur zwar keine hundertprozentige Sicherheit aber eine ganz wesentliche Verbesserung des heutigen Zustands bringen werden. Sie bedürfen zunächst gründlicher Vorbereitung durch sachlich objektive, wissenschaftliche, technische und wirtschaftliche Erforschung.